



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig oder jährlich in 14 Hefen à 50 Pf. oder 28 Halbheften à 25 Pf.

Nicht im Geleise.

Roman von Ida Boy-Ed.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Alfred las den Brief Josephes noch einmal. „Papa, warum liest Du immer denselben Brief?“ fragte der kleine Alexander.

„Weil sehr viel unangenehme Sachen darin stehen,“ sagte er.

„Dann wirf ihn doch fort!“

Mama sagte gestern mittag zu Tantchen: „Er ist ein Mensch, der immer Sonnenschein haben muß.“ Damit meinte sie Dich. Und heute scheint die Sonne so heiß. Fahre doch nachher mit uns in die Sonne,“ plauderte das Kind.

Alfred nahm es auf den Schoß.

„Ja, es soll immer Sonnenschein sein bei uns. Wir beide, Du und ich, wollen Deine Mama so lieb haben.“

„So lieb,“ wiederholte der Knabe und drückte fest, fest seine Arme um Alfreds Hals, um den Grad der Liebe zu bezeichnen.

„Und den ganzen Tag wollen wir bei ihr sein, und sie und ich werden Dich zusammen alles lehren, was kleine Menschen lernen müssen, damit sie groß und verständig werden,“ fuhr Alfred fort.

„Hast Du denn dazu immer Zeit?“ fragte Sascha und sah ihn groß an.

„Glücklicherweise ja! Aber warum meinst Du?“ fragte Alfred dagegen und forschte mit argwöhnischen Blicken in den offenen Kinderzügen. Sein Herz schlug. Jetzt würde von diesen unschuldigen Lippen irgend ein bedeutungsvolles Wort kommen, ein Wort, das Gerda vielleicht nicht ohne Absicht vor den immer wachsam lauschenden kleinen Ohren gesagt . . .

Aber das Kind sprach nur nachdenklich: „Ich meine nur so. Die Papas von Willy und Wolff und Carl haben immer keine Zeit, mit kleinen Jungen zu spielen.“

Die Väter seiner Spielgenossen — Alfred kannte sie alle wohl, der eine war Bankier, der andere ein hervorragender Parlamentarier, der dritte ein Staatsbeamter.

„Die haben auch alle einen Beruf,“ erläuterte Alfred.

„Den müssen alle Männer haben, sagt Mama,“ rief das altkluge Kind.

Da war es nun doch, das böse Wort, das Wort, welches gleich auf eine ganze Reihe vergangener und zukünftiger Kämpfe hinvies.

„Wann sagte Mama das?“ rief Alfred heftig.

„Ich weiß nicht mehr. Bitte, mach doch dem Husaren das Bein gerade,“ und dabei hielt die kleine Faust einen verbogenen Zinnsoldaten fast unter Alfreds Nase.

„War es, als sie mit Tantchen gerade von mir sprach?“ forschte Alfred weiter. Aber er bog doch gehorsam das krumme Bein wieder zurecht.

Der Knabe war mit seinen Gedanken schon ganz von dem Gespräch entfernt. Auch hatte er schon jeden Soldaten vom Pferd genommen und wieder draufgesetzt. Nun mußte etwas anderes kommen.

„Hast Du schwarze Farbe, Papa?“

„Nein! Was soll's?“

„Ich wollte aus den Schimmeln Klappen machen.“

„Das geht nun nicht.“

„Was soll ich denn nun anfangen?“

Alfred wußte für das geliebte Kind immer Rath.

„Komm,“ sagte er, „Du kannst zeichnen.“

Er setzte den Kleinen an den Schreibtisch, stellte einen Karton Briefpapier und einige Bleistifte vor ihn hin und bat ihn, ein



Die Schwalben sind wieder da! Nach einem Gemälde von W. Meegge. Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Friedrich von Bodenstedt.

Wer in deutschen Landen kennt nicht Mirza-Schaffy und seine Lieder? Volksthümlicher ist kein Lehrer östlicher Lebensweisheit geworden, keine Nachdichtung orientalischer Vorbilder, keine Neudichtung in ihrem Geiste. Und jetzt erst ist unser deutscher Mirza-Schaffy in jenes Alter eingetreten, dessen Weisheitslehren man mit Ehrfurcht und Andacht lauscht; denn er feiert am 22. April seinen siebzigsten Geburtstag. Doch er hat schon als junger Mann die Maske des Alters vorgezogen, und was er gepredigt im Namen seines tatarischen Lehrers in Tiflis, das hat in allen deutschen Landen ein Echo gefunden.

Bodenstedt hat seinen Wanderstab selbst in den Orient gesetzt und dort an der Quelle gesehnt. Weder Rückert, noch Hammer, noch die anderen westöstlichen Poeten und Gelehrten kannten den Orient aus eigener Anschauung. Unser Dichter war ein Wandervogel von Haus aus. Geboren am 22. April 1819 zu Peine im Königreich Hannover, war er von den Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt. Doch auf den Schulbänken der Handelslehranstalt gefiel es ihm ebenso wenig wie im Comptoir des Handelsherren; er studierte und dichtete bei Tag und Nacht. Endlich gelang es ihm, sich von diesen unwillkommenen Fesseln freizumachen; er besuchte die Universitäten von Göttingen, München und Berlin, wo er Kollegien über alte und neue Sprachen, Geschichte und Philosophie hörte. Im Jahre 1840 wurde er Erzieher bei dem Fürsten Galigin in Moskau, eine Stelle, die er drei Jahre lang einnahm; er hielt sich in dieser Zeit theils in der alten Russenstadt selbst, theils auf den Gütern des Fürsten auf. Dieser Aufenthalt war von großem Einfluß auf seine Bildung und Richtung; er erschloß ihm die Eigenart des europäischen Ostens, seiner Volks sitten, seines geistigen Lebens. Bodenstedt beschäftigte sich viel mit russischen Dichtern, und seine Muse schulte sich in freien Uebersetzungen der Dichter Puschkin und Lermontow. Im Jahre 1844 wurde er als Leiter eines pädagogischen Instituts nach Tiflis berufen, wo er auch am Gymnasium lateinische und französische Unterrichtsstunden gab. Doch war die Stellung zu angreifend für seine Gesundheit; er gab sie bald wieder auf und kehrte nach Europa zurück, nachdem er vorher Armenien und die kaukasischen Länder bereist hatte.

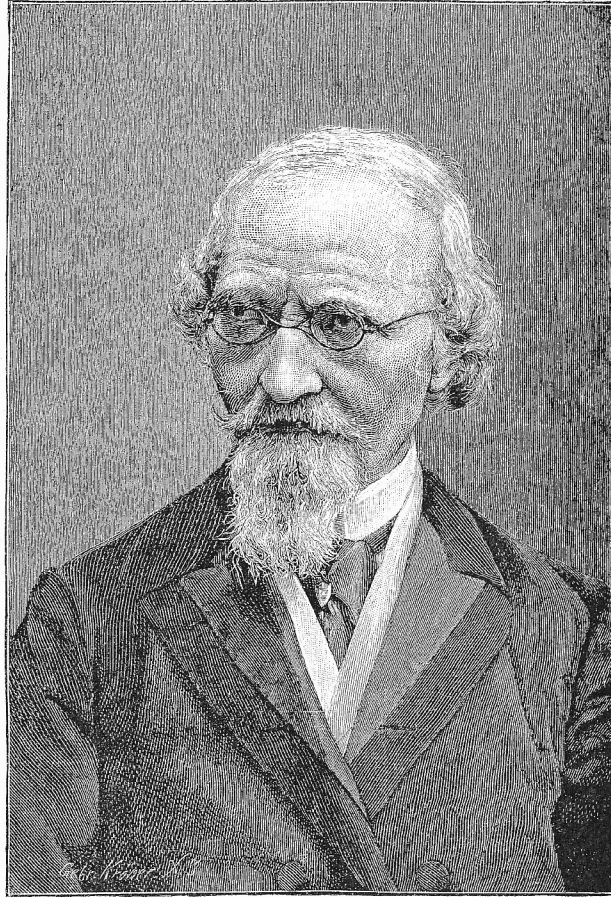
Und von Tiflis brachte er das poetische Schatzkästlein mit, das für sein ganzes späteres Leben den erfreulichsten Glanz ausstrahlte. Er hatte dort den Dichter Mirza-Schaffy kennen gelernt, der ihn in den orientalischen Sprachen unterrichtete; der Umgang mit diesem schriftgelehrten Manne gab ihm Anregung und Veranlassung zu den „Liedern Mirza-Schaffys“, die zuerst in dem Buche „Tausend und Ein Tag im Orient“ (1850) erschienen, dann aber aus dieser Reisebeschreibung losgelöst wurden, etwa wie Heinrich Heines „Buch der Lieder“ aus seinen „Reisebüchern“. Und diese „Lieder Mirza-Schaffys“ schlugen zündend ein; es war dem Dichter damit ein großer Wurf gelungen. Er wurde mit einem Schlage volksthümlich in Deutschland; bis zum

heutigen Tag haben diese Lieder mehr als hundert Auflagen erlebt und sind in viele andere Sprachen überetzt worden. Weder Rückerts „Weisheit des Brahmanen“, noch der „Hafis“ von Daumer konnten sich eines solchen Erfolges rühmen, und doch war die erstere Spruchsammlung ein unerschöpflicher Gedankenbrunnen tiefjüngerer Weisheit und der „Hafis“ der unmittelbare Vorgänger des Mirza-Schaffy mit seinen Lehren heitern Lebensgemüthes und seiner Polemik gegen die Sagen von engherziger Finsternisse. Mirza-Schaffy ist der glänzende Mittelpunkt von Bodenstedts Werken geworden, um den sich in näheren oder entfernteren Kreisen sein übriges Schaffen bewegt.

Und was hat diesem Mirza-Schaffy zu einem solchen durchgreifenden Erfolge verholfen? Vor allem die lebendige Anschaulichkeit der Schilderungen; man fühlte heraus, das alles war selbst gesehen, selbst erlebt, und dabei nichts Weitschweißiges, nichts Ueberschwängliches. Die Form hat eine melodische Anmuth, und selbst die sonst schleppenden Chafalen laufen in so schalkhafte Pointen aus, daß man ihnen ihren Reimüberfluß verzeiht. Den Tiefinn des Rückertischen Brahmanen darf man in diesen Liedern nicht suchen; das hätte auch ihrer Volksthümlichkeit nur geschadet. Sie predigen eine sehr verständliche Lebensweisheit, mahnen zu maßvollem Genuß der irdischen Güter, wenden sich gegen den religiösen Fanatismus, preisen mit Begeisterung die Liebe und die Schönheit und lassen auch der satirischen Ader freien Lauf, indem sie gelegentlich dem Westen, seinen Dichtern und Gelehrten, seinen Sitten und Anschauungen den Spiegel des Ostens vorhalten. Das alles aber geschieht so leicht und gefällig, daß niemand daran Anstoß nimmt, und viele Verse sind so glücklich gefaßt, daß sie sich unwillkürlich dem Gedächtniß einprägen.

Einige zwanzig Jahre später gab Bodenstedt das Liederbuch: „Aus dem Nachlaß Mirza-Schaffys“ (1874) heraus. Wenn die frühere Weisheit des Lehrers von Tiflis noch etwas Jugendliches hatte, so predigt er jetzt nicht bloß Lebensgenuß, sondern spendet auch einen Reichthum wohlervogener Gedanken und Sprüche, die sich allerdings nicht so leicht dem Gedächtniß einschmeicheln. Einige Jahre darauf, 1877, gab der Dichter hafisische Lieder unter dem Titel: „Der Sänger von Schiras“ heraus, die sich weit treuer an das Original hielten als Daumers Nachdichtungen, aber an Grazie und leichtem Fluß trotzdem nichts zu wünschen übrig ließen. Einzelne Gedichte wie das Trauerlied des Hafis beim Begräbniß seines Sohnes und der Gesang zum Preise des Weines haben so frische Ueppigkeit, daß man sie für vollständig selbständige Gedichte halten konnte. Ein anderer Verser, von größerem Tiefinn, aber so witzig und schlagfertig wie der „Sänger von Schiras“, reizte später noch den unermüdeten Vermittler zwischen Orient und Occident zu einer Uebersetzung ins Deutsche. So erschienen 1881 „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjam“.

Wir haben hier vorgehend alles zusammengefaßt, was Bodenstedt an Blüthen und Früchten aus der „östlichen Garten-



Friedrich v. Bodenstedt.

Nach einer Photographie von Kamer u. Schröder in Wiesbaden.

heimath" für unseren deutschen Litteraturmarkt zusammentrug. Hier ist seine eigentliche Bedeutung zu suchen, und wie der alternde Goethe auf dem westfälischen Divan ruhend, so hat er sich schon in jungen Jahren unserem Volke gezeigt und ist so einer seiner Lieblinge geworden. Doch ist damit seine dichterische Thätigkeit bei weitem nicht erschöpft, und namentlich auf dem Gebiete der Weltlitteratur hat er, in den Fußstapfen Goethes, der Schlegel und Rückerts wandelnd, sich große Verdienste erworben als kunstsinziger Forscher und formgewandter Uebersetzer.

Nach seiner Rückkehr aus Asien führte der Dichter eine Zeit lang ein Wanderleben in Deutschland, Oesterreich, Italien; wir finden ihn auch einmal in Paris als Vertreter der preussischen Freihandelspartei. Er redigirte Zeitschriften verschiedenster Art: im Jahre 1848 den „Oesterreichischen Lloyd“ in Triest, 1850 die „Weserzeitung“ in Bremen. Eine Zeit lang hatte er in München gelebt; dann hielt er sich auf den Gütern des mit Geibel so befreundeten Herrn von der Malsburg auf; später, 1853, lud ihn der kunstsinzige Herzog von Coburg-Gotha nach Gotha ein. Festen Anhalt und feste Stellung für längere Zeit fand er im Jahre 1854 in München, wo ihn König Max an die Universität zog und in den Kreis seiner künstlerisch-wissenschaftlichen Tafelrunde aufnahm. Seine Vorlesungen umfaßten die slavischen Litteraturen und später die ältere englische. Seine Shakespearestudien führten ihn dem Theater näher, und so folgte er einer Berufung als Intendant nach Meiningen 1866, wo der Herzog bereits auf Hebung der Bühne bedacht war. Im Jahre 1867 geadelt, trat Bodenstedt 1869 von seiner Stellung zurück, lebte in Meiningen als Pensionär des Herzogs, dann bei seinem Schwiegersohn auf Schloß Dornau bei Altona, später in Hannover, Berlin und zuletzt in Wiesbaden.

Ungemein rege und vielseitig war sein dichterisches Schaffen, nachdem ihm der große Wurf mit Mirza-Schaffy gelungen. Unabhängig von den erwähnten orientalischen Nachdichtungen trat seine Muse vielfach selbständig auf, zunächst mit einem Epos „Ada, die Lesghierin“ (1853), reich an malerischen Schilderungen von Land und Leuten, Volksitten und Kämpfen aus der Zeit Schamyls, dann in verschiedenen Sammlungen eigener Gedichte. Was Bodenstedt außerdem als Uebersetzer und Erklärer Shakespeares, als Dramatiker, als Erzähler und Schilderer fremder Länder und Menschen geleistet, wir können es hier nicht alles einzeln aufzählen. Und noch ist ja auch der Kreis dessen, was er zu schaffen berufen ist, offenbar nicht abgeschlossen; das beweist uns die noch vor kurzem (1887) erschienene Dichtung „Sakuntala“, in welcher er die anmuthige Votosblumensage in eine neue poetische Gewandung kleidete.

Die Summe von Bodenstedts schriftstellerischem Wirken bildet einen bedeutamen Faktor für das Geistesleben unserer Nation; die mannigfachsten Anregungen sind aus ihm hervorgegangen. Bodenstedts weltweiter Blick hat neue geistige Horizonte erschlossen, seine meisterhafte Formgebung die poetischen Schätze anderer Völker für das unsrige gemünzt. Hafis und Kalidasa, Buschkin und Vermontow, Shakespeare und seine Zeitgenossen, sie alle blicken uns aus den Arabesken entgegen, welche das Bild unseres Dichters umrahmen. Dies Bild aber zeigt den heiter lächelnden Mirza-Schaffy, den anmuthigen Hohenpriester der Lebensweisheit, der ihre Lehren wie Blumen aus reichem Füllhorn streut, und dem die Nation an seinem Ehrentage dankt für die unvergänglichen Lieder seiner Jugend wie für das unermüdlige Schaffen seiner reiferen Jahre.

Rudolf v. Gottschall.

Lore von Tollen.

Roman von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Was war aus Westenberg geworden! Die alten Gassen hatten ein ganz anderes Aussehen; das machte nicht allein der neue Anstrich, den die Häuser trugen, das machten die vielen fröhlichen Mädchengesichter, die aus den Fenstern lugten, das machte die Straßenjugend, die mit wahrhafter Begeisterung in ihren Holzpantoffeln über das Pflaster klapperte, daß es das Geräusch der Pferdehufe noch überhallte — das machte die frische, fröhliche Musik, die schon von weither durch die Gassen erklang und Männer und Weiber vor die Thüren lockte.

Hurra! Die Mänen kommen von der Heide zurück!

Die goldene Morgensonne funkelte in den Lanzenspitzen, die schwarzweißen Fähnchen wehen im warmen Sommerwinde; voran der Stabstrompeter mit seinem Musikcorps, alle auf Fjabeln; dann der Kommandeur mit dem Adjutanten, und hinter diesen die lange Linie der Reiter, verstaubt vom heißen Übungssritt. Aber, wie die Thiere so herrlich im Takt des Walzers schreiten, wie die jungen Kerle so keck im Sattel sitzen, wie die Augen über die Fenster blicken, und wie sie roth werden, die Mädchen, wenn einer allzu dreist heraussieht! Jetzt bog der Zug am alten Gymnasium um die Ecke, und auch im Hause der Frau Majorin von Tollen öffnete sich ungestüm ein Fenster, und ein bräunliches Gesichtchen schaute mit zwei strahlenden braunen Augen auf die glühende Schlange, die da unten vorbeizog. Käthes Füße traten den Walzertakt, ihre Löckchen wehten im Winde um die schmale Stirn, und die Flügel des kurzen Räschens bebten vor Lust.

Die Offiziere sahen alle herauf und grüßten, den Säbel senkend, und sie dankte lächelnd und verschämt, daß ihre weißen Zähne hinter den rothen Lippen blühten. Ja, das ganze Regiment blickte herauf und freute sich über das reizende Bild. An der Straßenecke da unten ritt das Musikcorps zur Seite, die Schwadronen schwenkten ab zu ihren verschiedenen Ställen, und zwei Offiziere kamen im Trab zurückgesprengt und hielten vor Käthes Fenster.

„Fräulein von Tollen,“ rief der Aeltere, der Kommandeur, „wir fahren heute nachmittag nach Buchenhagen; Sie kommen doch mit? Gusti würde sehr betrübt sein, hielten Sie Ihre Absage von gestern aufrecht.“

„Ach, ich möchte so gern,“ rief das junge Mädchen, „aber es geht nicht, wirklich nicht, Mama erlaubt es nicht.“

„Ich werde einmal mit Tantchen Tollen sprechen,“ erklärte der junge Offizier, der abgesprungen war und dem aus dem Tollenschen Hause herbeieilenden Soldaten das Pferd übergeben hatte; „lassen Sie mich nur machen, Fräulein Katharina!“ Er lachte dabei aus seinen gutmüthigen blauen Augen das Mädchen an.

„Ach ja,“ rief Käthe, „thun Sie es, Herr von Wegstedt, Mama ist im Garten.“

„Sofort!“ klang es zurück. Der Lieutenant verabschiedete sich von seinem Vorgesetzten und rasselte in das Haus hinein.

Der ältere Offizier grüßte, rief ein „auf Wiedersehen“ und wandte das Pferd.

Käthe klirrte das Fenster zu, ohne zu bemerken, daß Doktor Schönberg die Straße daher schritt und schon lange heraufgeblickt hatte, während er ihrer Wohnung zustrebte.

Käthe, die eilig in den Garten wollte, traf mit ihm im Hausflur zusammen, dicht an der neuen Treppenthür, die Frau von Tollen hatte machen lassen, um der oberen und untern Wohnung ein mehr getrenntes Ansehen zu geben.

„Guten Morgen,“ sagte sie, seinen Gruß erwidern, „geh immer hinauf, Ernst, ich will nur Mama etwas fragen.“

„Kann ich nicht mitkommen?“

„Nein, Herr von Wegstedt ist bei ihr.“

„Darin sehe ich kein Hinderniß,“ erklärte er. Aber sie duldete es nicht; sie nahm seinen Arm und führte ihn, ihr Vorhaben aufgebend, nach oben. Dort saß die älteste Schwester Helene und nähte an ihrer kleinen Ausstaltung. Die Nähmaschine rasselte betäubend und dazu schrie der Kanarienvogel.

„Ruhe!“ rief Käthe laut mit ihrer klingenden Stimme und bewirkte damit eine augenblickliche Pause.

Der Doktor nahm die Hand seiner Braut und zog sie an sich. „Kommst Du heute nachmittag zur Mutter?“ fragte er.

„Heute?“ Sie ward roth. „Ich kann es im Augenblick wirklich nicht bestimmen, Ernst. Weißt Du, wenn ich bis zwei Uhr nicht da bin, dann wartet nicht mehr — ja, so wollen wir es verabreden.“